



Jennifer
Bentz

Wenn alle
Stricke
reißen

LESEPROBE

Roman


ullstein



Erstes Kapitel

»Ich habe jetzt auch ein Facebook.«

»Wer ist da?« Vivien blickte auf ihr Handydisplay. »*Helga*« stand darauf, ihre Mutter. Daneben die Uhrzeit, 8.00 Uhr. Keine gute Kombination.

»Der Schmitz vom Elektroladen hat mir eins verkauft. Er hat es auch auf meinem Computer installiert und mir erklärt, wie's geht. Das Ding war gar nicht so teuer, wie ich dachte.«

»Na, das ist doch spitze, Mama.«

»Hast du gesehen, dass der Robert dir ein Bild auf dein Facebook gemalt hat?«

»Das hat er nicht *gemalt*, Mama, das hat er irgendwoher kopiert und draufgesetzt.«

Schlimm genug, dass ihr Mann seit Wochen Postkarten mit Kalenderblattweisheiten und YouTube-Links zu Herzschmerz-Songs auf Viviens Pinnwand pappte und damit den gesamten Bekanntenkreis über den aktuellen Stand seiner Trennungsverarbeitung in Kenntnis setzte. Dass er an der Sache selbst die Schuld trug, schrieb er nicht dazu. Alle Trauerphasen, von Leugnung über Schock bis hin zu Orientierungslosigkeit ließen sich anhand der Sprüche und Songtexte anschaulich nachvollziehen. Und ab sofort sollte auch noch ihre Mutter alles mitbekommen. Vivien seufzte und legte den Kopf in den Nacken. Über ihr bogen sich die

Wedel einer Plastikpalme unter zu viel Staub. Sie saß, wie jeden Freitag, im Wartezimmer ihres Therapeuten. Auf ihrem Schoß lag eine aufgeschlagene Frauenzeitschrift.

»Du kannst das Bild noch gar nicht gesehen haben, weil es erst eine halbe Stunde alt ist. Da steht eine Uhrzeit dabei.« Vivien wusste, dass auf eine altkluge Erklärung ihrer Mutter meist eine Aufforderung im Befehlstone folgte. »Geh mal an den Computer und guck!«

»Mama, ich sitze im Wartezimmer und muss gleich zum Zahnarzt.« Für einen kurzen Moment schämte sich Vivien ihrer Notlüge, dann entschied sie sich für die nächste. »Ich hab hier keinen Computer.«

»Ich weiß genau, dass du dein kleines Kompakt-Computer-Ding immer mit dir rumschleppst. Bitte, Schatz, das Bild gefällt dir bestimmt.«

Vivien seufzte erneut und zog ihr Tablet aus der Tasche, auf dem die Facebook-Pinnwand bereits geöffnet war.

»*I'm soooo sorry!!!*«, stand auf einem blinkenden Luftballon, den eine quietschgelbe Ente im Schnabel hielt.

»Ja, schönes Bild.« Schön, wenn ein Zehnjähriger sich damit bei seiner Mutter entschuldigte, weil er ihre Lieblingsvase zerdeppert hatte. Nicht schön, wenn ein promovierter Luftfahrtingenieur sich bei seiner Frau entschuldigte, weil er seine Kollegin gevögelt hatte. *Pling*. Das Chat-Geräusch war Vivien so verhasst wie früher die Schulhofklingel.

»*Oh, du bist da ☺*«, tippte Robert.

»*Ja ...*«, tippte Vivien.

»Hast du ihn denn schon angerufen?«, fragte Helga.

»Was? Wieso denn angerufen?«

»*Wie findest du den Song?*«, tippte Robert.

»Na, angerufen, um dich für das Bild zu bedanken«, sagte Helga, während Vivien »*Welchen Song?*« tippte.

»Oh, Mama! Man bedankt sich doch nicht telefonisch für ein Bild auf der Facebook-Seite.«

»*Ich hab dir doch einen Link gepostet.*«

»Das sind aber keine guten Manieren«, sagte Helga. »Nur weil sich mit dem modernen Zeug schlechtes Benehmen durchsetzt, musst du da nicht mitmachen. Wir haben dich anders erzogen, mein Fräulein.«

Tatsächlich, unter der Ente befand sich, wie jeden Morgen, ein YouTube-Link von Robert. Diesmal: *Church on Sunday* von Green Day.

»Okay, Mama, ich bedanke mich bei nächster Gelegenheit für die Ente«, sagte Vivien ins Telefon.

»So ist gut.« Helga klang fröhlich.

»Danke«, tippte sie anschließend. »*Kenne das Lied.*«

»*Es geht nicht um das Lied, sondern um den Text*«, tippte Robert. »*Ich will dir damit etwas mitteilen. Und würde gerne wissen, was du dazu denkst.*«

Er wollte von ihr wissen, was sie dazu dachte, dass er die Worte eines anderen benutzte, um auszudrücken, was er über Vivien dachte. Konnte denn in Zeiten von Copy-and-Paste niemand mehr seine Gedanken in eigene Worte fassen? Vielleicht sollte irgendein Komitee mal Roberts Doktorarbeit checken.

»*Glaub mir, was ich dazu denke, willst du nicht wissen*«, tippte Vivien – und löschte es wieder. »*Ich hör's mir an, dann schreibe ich dir.*«

»Und dann red noch mal mit ihm«, fuhr Helga fort. »Das mit der Trennung kannst du unmöglich durchziehen. Gerade jetzt, wo ihr euch an die Familienplanung machen wolltet.«

»Was?«, fragte Vivien. »Er hat seit *Jahren* was mit einer anderen Frau, Mama, und du kommst mir mit Familienplanung?«

»Okay ☺«, tippte Robert.

»Ich verstehe ja, dass du beleidigt bist, Mäuschen«, sagte Helga. »Aber jetzt hast du ihn doch lange genug zappeln lassen, oder? Er bereut es und bemüht sich doch so um dich. Da kann man über so was auch mal wegsehen. Das kommt doch in den besten Kreisen vor. Und da sogar noch häufiger.«

»Ich kann über *so was* nicht wegsehen, Mama.«

»Ach Kindchen, du warst schon immer so übersensibel«, sagte Helga. »Ich mach mir Sorgen um dich. Du hast doch gar keinen richtigen Beruf, wie willst du denn auf Dauer alleine klarkommen?«

Wenn Helga wüsste. Vivien hatte nicht nur keinen richtigen Beruf, sondern war in letzter Zeit auch noch wiederholt beim Stehlen erwischt worden. Kleptomanische Phasen hatte sie schon seit ihrer Teeniezeit. Aber niemand wusste davon – und außerdem hatte man sie noch nie so oft erwischt wie in der letzten Zeit. Sie war deshalb zu einhundert Stunden gemeinnütziger Arbeit und einer Therapie verdonnert worden. Vivien war am absoluten Tiefpunkt. Wieder einmal.

»Außerdem kannst du ja nicht ewig bei Susanne wohnen«, meinte Helga. Das stimmte. Durch den überhasteten Auszug bei Robert und ihre finanzielle Schiefelage war Vivien keine andere Möglichkeit geblieben, als vorübergehend zu ihrer Cousine nach Oestrich-Winkel zu ziehen. In ein stickiges Kellerzimmer, das Susanne enthusiastisch als »Souterrain-Gästewohnung« bezeichnete.

»Bist du noch da? ☺«, tippte Robert.

»Denk auch mal an uns, du bist unsere einzige Tochter, und wir hätten gerne Enkelkinder«, fuhr Helga fort.

»NEIN!«, tippte Vivien.

»Wiederhören, Mama«, sagte sie ins Telefon.

»Verstehe«, war Helga noch zu hören, dann schaltete Vi-

vien Handy und Tablet ab und stopfte beides in ihre Handtasche zurück. Auf ihrem Schoß lag immer noch die aufgeschlagene Frauenzeitschrift. Sie schloss kurz die Augen, dann schaute sie auf die Uhr. Seit zwanzig Minuten wartete sie auf ihren Therapeuten. Das war zwar unüblich bei Herrn Friede, aber Vivien hatte es nicht eilig. Zu Hause erwartete sie nur ihr Kellerloch und der schlechtbezahlte Aushilfsjob, bei dem ihr zweimal täglich telefonisch Stichpunkte diktiert wurden, die sie dann in ausformulierte Briefe verwandeln und per E-Mail versenden musste. Wegen des problematischen WLAN-Empfangs im »Souterrain« sah das so aus, dass sie den Laptop am ausgestreckten Arm aus dem Kellerfenster hielt und bereute, ihr Studium abgebrochen zu haben. Aber all das war ihr ansonsten besorgniserregend egal. Sie war ohnehin sehr gleichgültig geworden. Solange sie ihre Antidepressiva hatte, war sie zufrieden. Und zwar nicht den rezeptfreien, antiautoritären Pflanzenmist, den man ihr in der Apotheke ans Herz gelegt hatte, sondern die ordentlichen Pillen, die von denen man fröhlich hüpfende, bunte Farbtupfen sieht. Die Psychotherapie hielt sie für Humbug, aber die Pillen waren ein guter Nebeneffekt. Vivien erzählte ihrem Therapeuten immer genau so viel, wie nötig war, um regelmäßig an ein neues Rezept zu kommen. Bisher hatte Herr Friede nichts bemerkt und ihr jedes Mal eins ausgestellt.

* * *

»Leute, ...«, sagte Lea.

»Habt ihr noch andre Themen?«, fragte Redaktionsleiter Klaus und zwirbelte sich den Bart, wie immer, wenn er unschlüssig war.

»Ich hätt noch den jährlichen Schultüten-Bastel-Tag für

Mütter und Kinder in ... äh, Dings, Finthen, oder irgendwo, muss ich nachgucken«, sagte Steffen, der Lea am Konferenztisch gegenüber saß.

»Leute!« Lea trommelte mit der flachen Hand auf die Tischplatte.

»Schultüten? Niedlich. Mach 'nen Neunzigsekünder draus. Noch was? Die Sendung übermorgen ist fast leer.«

»Wie wär's mit der Kürbis-Hertha?«, sagte Udo, der Aufnahmeleiter. »Sie hat wieder den größten gezüchtet. Außerdem isse grad hundert geworden. Also doppelt ein Thema, hä, was meint ihr?«

»Leuteeee!« Lea wurde ungeduldiger.

»Joaaa, müsst man halt nach Ginsheim raus zum Drehen dann.« Klaus zwirbelte sich immer noch den Bart.

»Dafür gibt's bei der Kürbis-Hertha immer den guten Selbstgebrannten«, sagte Steffen.

»Hast recht.«

»LEUTE!«

»Lea, mein Gott, was ist denn los?«, fragte Klaus.

»Leute, ihr vergesst das wichtigste Thema: Morgen wird über die Klage gegen die Landesregierung verhandelt, wo es um die Sache mit der ...«

Klaus schüttelte den Kopf.

»Was denn?« Lea fuhr herum.

»Nein.«

»Warum?«

»Weil's keiner sehen will.«

»Aber euer spießiges Mutti-Kind-Gebastel schon, oder was?«

Klaus blickte Lea an.

»O Gott, jetzt geht das wieder los.« Steffen ließ den Kopf in die Hände sinken.

»Warum müssen wir dir jeden Tag dasselbe erklären, Lea?« Klaus hörte auf zu zwirbeln. »Steffen, willst du?«

»Meinetwegen«, sagte Steffen. Dann begann er mit monotoner Stimme zu sprechen, als würde ein Vierjähriger ein Gedicht aufsagen. »Wir sind ein regionales Mittagsmagazin. Ein solches Format *unterhält*, es *informiert* nicht. Klaus hat Angst, dass du uns mit deinem Krawall-Journalismus die lieben Mamis und Rentner verstörst.«

»Kra... was? Ich will doch nur ...«

»Du kennst doch unsere Auswahlfaktoren, Lea«, sagte Klaus. »Babytiere, Kinder, lebensfrohe Rentner plus Servicethemen wie ...«

»... Diätkram, Produktvergleiche *teuer gegen billig* und Haushaltstipps, ich weiß«, vervollständigte Lea den Satz, bemüht um eine sachliche Stimmlage. Heute durfte sie auf keinen Fall wieder türknallend die Redaktionskonferenz verlassen. Man hatte sie wegen einiger solcher Vorfälle ohnehin schon auf dem Kieker. »Aber habt ihr schon mal was von *informativer Unterhaltung* gehört? Man muss sich immer nur den richtigen Ansatz überlegen, wie man die Leute ...«

»Ach, hör doch auf mit diesem möchtegern-intellektuellen Quatsch«, unterbrach Steffen sie und warf sich ein Gummibärchen in den Mund.

»Lea, es ist zwar nett von dir, dass du dich so engagierst«, mischte Klaus sich ein, »aber als Moderatorin musst du dir um die Themen gar nicht so viele Gedanken machen, weißte? Wie wär's denn, wenn du dich einfach darauf konzentrierst, die Beiträge in der Sendung schön zu präsentieren, hm?«

»Was soll das denn jetzt heißen?« Leas Miene wurde finster. »*Schön* präsentieren? Ich soll nett aussehen und den Leuten eure Beiträge verkaufen, aber habe kein Mitspracherecht oder was?«

»Jap«, sagte Steffen.

»Wa...?« Lea stand so abrupt vom Tisch auf, dass der Stuhl hinter ihr zu Boden krachte. »Sogar Udo darf hier mitreden, und der ist von der Produktion! Aber ich hab nix zu melden? Wollt ihr mich verarschen?«

»Lea, jetzt raste bitte nicht wieder aus ...«, sagte Klaus.

»Ich bin hier die Einzige, die sich Gedanken um ordentliche Inhalte macht, und ihr missbraucht mich als so 'ne Art Lottofee mit mehr Text?« Lea hastete durch den Konferenzraum zur Tür. »Und der Text ist auch noch beschissen, weil ihr ein minderbemittelter Sauhaufen seid, dem die grauen Zellen mit dem ganzen Selbstgebrannten davongeschwommen sind!«

Lea rauschte nach draußen und knallte die Tür hinter sich zu. Mit großen Schritten stampfte sie durch den Flur zu dem kleinen Stehtisch neben dem Kaffeeautomaten und schmiss ihre Tasche darauf. Am liebsten hätte sie die sauber aufgestapelten Kaffeetassen neben dem Automaten eine nach der anderen an die Wand geschmettert. Sie durchwühlte ihre Handtasche nach dem Autoschlüssel. Als sie ihn nicht sofort fand, kippte sie den Tascheninhalt auf den Stehtisch, dabei rollten Blackberry und Haarbürste vom Tisch und krachten zu Boden.

»Ohhhhh Mann!« Lea bückte sich nach ihren Utensilien. Die gegenüberliegende Bürotür flog auf, und Sonja, Leas ältere Kollegin aus dem Sekretariat, trat mitsamt ihrem klassischen Vorwurfesicht auf den Flur. Blitzschnell schloss sie die Tür hinter sich.

»Lea, ich hab hier drin ein Praktikanten-Bewerbungsgespräch«, zischelte sie. »Was ist denn schon wieder los? Wäre es vielleicht möglich, dass du nicht im Flur herumrandalierst, solange fremde Menschen im Haus sind?«